

Die Wahrheit über Fake News

Der Selbstdenker und der Mitredner sind die Rollenmodelle unserer Allwissengesellschaft. Was sie nicht wissen will: was Demokratie und Wissenschaft unterscheidet. Postfaktisches Denken fängt an mit der Geringschätzung des Experten.

Von
Thomas Grundmann

Donald Trump hält den Klimawandel für eine bloße Erfindung der Chinesen. Jeweils gut ein Drittel der amerikanischen Staatsbürger ist überzeugt, dass Obama keiner von ihnen ist und dass die Bush-Regierung in die Anschläge vom 11. September 2001 verwickelt war. Impfkritiker glauben schließlich, dass Kinderschutimpfungen Autismus verursachen. In diesen und vielen ähnlichen Fällen ignorieren intelligente Menschen systematisch, was Experten, Wissenschaftler oder die seriöse Presse von diesen Thesen halten. Nämlich rein gar nichts. Woran liegt es, dass Menschen weltweit zunehmend ihr Vertrauen in die etablierten Autoritäten des Wissens verlieren? Was steckt hinter der geradezu epidemischen Ausbreitung dieses verschwörungstheoretischen, postfaktischen Denkens?

Um die tieferen Ursachen für den massiven Vertrauensverlust in die Experten zu ergründen, muss man die Struktur der modernen Wissensgesellschaft verstehen. Grundlegend ist eine globale erkenntnistheoretische Arbeitsteilung. Wissen erwirbt man praktisch niemals für sich allein. Wir alle lernen andauernd auf vielfältigste Weise von anderen. Häufig sind unsere Informanten Experten. Ihr Urteil in ihrem Spezialgebiet ist wesentlich zuverlässiger als das des Laien. Denn die Experten haben durch ihre Spezialisierung besonders zuverlässige Techniken und Methoden erlernt, und ihnen stehen normalerweise deutlich mehr Daten zur Verfügung als den Laien.

Das Vertrauen von Laien in Experten beruht in der Regel nicht darauf, dass sie die Gründe der Experten verstehen oder gar nachvollziehen können. Denn wie sollte der durchschnittliche Laie die komplexe Mathematik der Quantenphysik oder die relevanten Statistiken der Klimaforschung kompetent durchschauen können? Das Vertrauen der Laien in die Experten beruht vielmehr darauf, dass diese sich in einem offenen System der Wahrheitsannaherung bewähren, in dem sie durch andere mit ihnen konkurrierende Experten permanent kritisch bewertet werden und sich durch Überprüfung ihrer Prognosen einem Realitätscheck unterziehen.

Sofern dem Expertensystem die inhärente Kritik und der Test der Prognosen fehlen, besitzen auch ausgezeichnete Autoritäten keinerlei erkenntnistheoretische Glaubwürdigkeit. Das passiert zum Beispiel in geschlossenen fundamentalistischen Gemeinschaften. Erfolgreiche Expertensysteme wie unser modernes Wissenschaftssystem kontrollieren sich dagegen selbst, und jeder Laie kann das auch erkennen. Experten, die durch solche Systeme ausgezeichnet werden, sind natürlich nicht unfehlbar. Im Zuge des wissenschaftlichen Fortschritts decken Wissenschaftler regelmäßig frühere Irrtümer auf.

Auch unter Experten bleiben manche Auffassungen kontrovers. Es kann auch ganze Wissenschaftlergemeinschaften geben, die ideologisch verzerrt oder korrupt urteilen. Bekannte Beispiele sind die Rassistheorie der Nationalsozialisten oder die Ablehnung der Genetik in der Sowjetunion unter Stalin. Zudem gibt es Datenfälschungen und den korrupten Einfluss der Industrie als Auftraggeber von Projekten. Am Ende sind es jedoch immer unabhängige Experten, die diese Missstände aufdecken oder kritisieren. Ein Laie, der diesem Expertensystem vertraut, ist niemals zur blinden Loyalität gegenüber einem einzelnen Experten verdammt. Aber das System als Ganzes ist der erfolgreichste und rationalste Weg, sich der Wahrheit anzunähern. Aus diesem Grund sollte der Laie ihm trauen.

Die moderne Wissensgesellschaft beruht offenbar auf starken Asymmetrien

der Glaubwürdigkeit. Weil das Urteil der Experten in ihrem jeweiligen Spezialgebiet mit größerer Wahrscheinlichkeit wahr ist als das Urteil der Laien, hat es verdientermaßen eine größere Glaubwürdigkeit und sollte auch einen größeren Einfluss auf das Urteil anderer haben. Die systematische Ungleichheit unterscheidet die Wissensgesellschaft vom politischen System moderner liberaler Demokratien. Dort wird Legitimität durch Akzeptanz in freien und gleichen Wahlen hergestellt. Jede Stimme hat gleich viel Gewicht. Politische Legitimität stellt sich nur her, wenn es den Politikern gelingt, den Bürgen ihre Ziele und Strategien verständlich zu machen und am Ende die Zustimmung der Mehrheit für sich zu gewinnen. Die Wissensgesellschaft und die Demokratie folgen also unterschiedlichen Logiken.

Bleibt die Frage, warum das postfaktische Denken die etablierten Autoritäten des Wissens systematisch ignoriert. Ein dafür wichtiger und bislang zu wenig beachteter Faktor ist, dass die Wissensgesellschaft aus einer ihr wesensfremden politischen Perspektive bewertet wird. Am Maßstab des demokratischen Prinzips „One man, one vote“ schneidet die Wissensgesellschaft aufgrund ihrer systematischen Ungleichheit denkbar schlecht ab. Und genau das kann zu der Unterminierung von Autoritäten in der Wissensgesellschaft führen, die dem postfaktischen Denken eigentümlich ist.

Dafür, dass die Kritiker von Autoritäten diesen falschen Maßstab an die Wissensgesellschaft anlegen, spricht einiges. So wird die bloße Existenz von Experten und Glaubwürdigkeitsasymmetrien als inhärent schlechtes, elitäres Phänomen gebremst. Zudem werden die höhere Glaubwürdigkeit und der größere Einfluss von wissenschaftlichen Experten als unzulässiges Machtprivileg gesehen. Immer wieder wird gefordert, dass sich die Experten für Laien verständlich ausdrücken. Selbstverständlich ist eine verständliche Wissenschaft eine gute Sache, solange die Vereinfachung nicht zu weit geht. Aber die Legitimität des Expertenurteils hängt am Ende nicht von der Anerkennung durch die Laien ab.

Oft werden unterschiedliche wissenschaftliche Standpunkte als Ausdruck von widerstrebenden Interessen missverstanden, die man auf dem Verhandlungswege und durch Kompromisse „aushandeln“ müsse. Aber das sind politische Kategorien, die gar nicht auf den Bereich des Wissens anwendbar sind. Wichtige Philosophen wie John Dewey, Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas haben die Demokratisierung der Wissensgesellschaft aktiv propagiert, indem sie das Ideal eines Gesprächs auf Augenhöhe vertreten. Da aber Asymmetrien essentiell für die Wissensgesellschaft sind, sollten sie nicht einmal unter Idealbedingungen aufgegeben werden.

Die Spielregeln der Wissensgesellschaft entsprechen nicht den Spielregeln der Demokratie. Sobald man aber deren politische Spielregeln auf die Wissensgesellschaft überträgt, läuft man Gefahr, Wissensautoritäten generell zu untergraben und ganz einfach zu irrationalen Schlussfolgerungen zu kommen, wie die aktuelle Entwicklung zeigt. Solche politisierenden Zerrbilder der Wissensgesellschaft gefährden die Fortexistenz erkenntnistheoretischer Autoritäten und können wider Willen den Boden für das postfaktische Denken bereiten. Ein verantwortliches Denken muss echte Autoritäten und erkenntnistheoretische Asymmetrien anerkennen, sonst verspielt es im Namen kritischer Vernunft seine eigene Urteilsfähigkeit.

Wenn diese Diagnose richtig ist, ergeben sich eine Reihe von wichtigen praktischen Konsequenzen. Die Wissenschaftler sollten weniger defensiv und schuldbehaftet auf die anmaßende Forderung erkenntnistheoretischer Populisten nach Allgemeinverständlichkeit der Wissenschaften reagieren. Unser Bildungssystem sollte in den Schulen und Universitäten nicht länger das Idealbild eines unbegrenzten kritischen Selbstdenkens zeichnen, der als mündiger Bürger nur das gelten lässt, was ihm am Ende selbst plausibel erscheint. Selbstdenken ist nur dann angemessen, wenn und soweit man auch die erforderlichen Kompetenzen dafür besitzt. Bildung sollte wieder das Vertrauen in zuverlässige Autoritäten und in für Kritik offene Expertensysteme stärken. Schließlich sollte sich die Politik davor hüten, den Wissenschaften demokratisch legitimierte Zielvorgaben (wie einen gesellschaftlichen Nutzen) oder Methodenideale (wie ihre interdisziplinäre Ausrichtung) zu verordnen. Ganz im Gegenteil: Man sollte ernsthaft darüber nachdenken, ob es nicht institutionell verankerte Mitwirkungsrechte von Experten in allen politischen Gremien geben müsste.

Thomas Grundmann ist Professor für Philosophie an der Universität zu Köln.

Francfort en français

Buchmesse-Gastland stellt sich vor

Die Liste der für den französischen Gastlandauftritt der Frankfurter Buchmesse neu übersetzten Bücher zählt schon jetzt 473 Titel. Darunter finden sich Sach- und Kinderbücher, Comics sowie zeitgenössische Literatur von Leïla Slimani, Tanguy Viel über Jean-Marie Blas de Roblès bis zu neu übertragenen Klassikern von Flau-

bert, Baudelaire oder dem „Kleinen Prinzen“ auf Bayerisch. Dabei sei nicht etwa Frankreich, sondern die französische Sprache zu Gast in Frankfurt, hob Paul de Siney, der Leiter des Auftritts, bei der gestrigen Pressekonferenz in Anwesenheit der neuen Botschafterin in Berlin, Anne-Marie Descôte, hervor. Niemand könne schließlich eine Sprache besitzen. Und da Französisch heute in mehr als fünfzig Ländern von gut 220 Millionen Menschen gesprochen wird, stammen viele der mehr



Liebesprüngen im unterirdischen Bootshaus: Olga Bezsmertna als Mélisande und Adrian Eröd als Pelléas

Foto Wiener Staatsoper

Schneeweißchen in der grauen Gruft

Marco Arturo Marelli verlegt Claude Debussys „Pelléas et Mélisande“ an der Wiener Staatsoper in einen Bunker

WIEN, 20. Juni Wasser, überall Wasser. Einsam sitzt Mélisande auf dem Kiel des umgekippten Boots und blickt, dem Publikum abgewandt, vom schmalen Ufer in die Ferne. Nichts als Wasser unter der Sonne, die das weite Meer in frischen, morgendlichen Farben erglänzen lässt. Von einem Brunnen fehlt jede Spur und erst recht vom Wald. Stattdessen ragt ein mächtiger, grauer Wehrturm in die Idylle. In den dunkel-verhangenen Klängen von Claude Debussys Musik lässt sich schon jetzt erahnen, dass dieser Turm bald zu einem Gefängnis werden wird für die weltverlorene Mélisande.

Marco Arturo Marelli, Regisseur und Bühnenbildner dieser Neuproduktion der Wiener Staatsoper, nimmt die Regieanweisungen im Libretto von Debussys Oper „Pelléas et Mélisande“ nicht wörtlich, sondern entwickelt szenische Metaphern für das unergründlich-symbolistische Geschehen. Ließ 1988 der Bühnenbildner Yannis Kokkos bei der letzten Neuzensurierung von Debussys Oper im Haus am Ring das Publikum noch perspektivisch aus den Tiefen des Brunnens auf sattes Grün hinaufblicken, so führt uns Marelli nach der Eingangsszene in finstere Katakomben. Das Innere eines hohen, grauen Gemäuers dominiert den Abend, eine Art Bunker, der offenbar zugleich ein Bootshaus ist, denn dessen Mitte ist knietief geflutet mit Wasser.

Die vertikal verlaufenden Träger und Lamellen dieses feuchten Verlieses erinnern ein wenig an die Bühnenbilder von Richard Peduzzi, ohne allerdings deren szenische Variabilität zu besitzen. So muss Marelli für jede kleine Änderung seines Einheitsbühnenbilds den Vorhang schließen lassen. Die aufwendigen Auf- und Abblendtechniken, mittels deren sich diese Zwischenvorhänge vollziehen, werden dann zum Verhängnis: Vor dem dritten Bild des dritten Akts bleiben die schwarzen Lappen hängen, eine Unterbrechung wird unvermeidbar.

Hätte Marelli eine bezwingende Inszenierung gezeigt, wäre dieser Zwischenfall kaum ins Gewicht gefallen. Doch stand das symbolträchtige Bühnenbild in einem merkwürdigen Gegensatz zum realistischen Inszenierungskonzept des Italieners. Fragwürdig ist dieser szenische Realismus schon wegen Maurice Maeterlincks symbolistischem Libretto, das hinter dem vordergründigen Handlungsverlauf stets Subtexte transportiert, die Achim Freyer in seiner abstrakten Linzer Licht-Inszenierung glänzend hervorholte (vgl. F.A.Z. vom 29. März 2016). Liebe sich Marellis finstere Bunker noch als Metapher auf den rätselhaft-melancholischen und im Libretto nie so recht aufgeklärten Seelenzu-

stand Mélisandes auffassen, so kollidiert dieses Bild mit der merkwürdig geheimnisvollen Darstellung der Protagonistin, die szenisch ebenso blass bleibt wie ihr schneeweißes Kleid (Kostüme: Dagmar Niefind).

Stimmlich kann Olga Bezsmertna zwar mit einem hellen und weitgehend sicher geführten Sopran punkten. Doch dies allein reicht noch nicht aus, zu erklären, warum die beiden Brüder Golaud und Pelléas diese Frau so faszinierend finden.

Der Zweikampf der ungleichen Brüder leidet wiederum unter den sehr ähnlich timbrierten Stimmen der Protagonisten. Mit Adrian Eröd, kurzfristig eingesprungen für den Tenor Benjamin Bruns, steht nämlich ein ähnlich heller und geschmeidig singender Bariton auf der Bühne wie Simon Keenlyside, der dem Golaud immerhin einige dramatische Akzente verleiht. Ein handfester Gegensatz zwischen beiden Charakteren entsteht jedoch kaum, sieht man davon ab, dass Pelléas stets in hellgrauen Anzügen durchs Wasser wadet, um das Boot mit Mélisande zu schieben,

wohingegen Golaud mit einer dunklen Lederjacke und Gummistiefeln durchs Szenario stapft.

Zu allem Überflus bestätigt Marelli ungewollt den Einwand von Pierre Boulez, es wirke ungläubig, junge Frauen auf der Bühne als Knaben zu zeigen, indem er Maria Nazarova als Yniold hyperaktiv herumhopsen lässt. Bleiben Bernarda Fink als Geneviève und Franz-Josef Selig, der den stets mit Sonnenbrille auftretenden Arkel als eine Art Paten dieser disparaten Königsfamilie darstellt, um dem Geschehen profunde Konturen zu verleihen.

Musikalisch wird die Vielschichtigkeit der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts komponierten Partitur weit eindrücklicher vermittelt: Alain Altinoglu lässt die Musik Debussys ätherisch strömen, atmet stets mit den Sängern mit, überdeckt sie nie, sondern bettet die Stimmen in die sich stets von neuem ändernden Farben der Klänge. Das vorbildlich durchsichtig musizierende Orchester der Wiener Staatsoper folgt wie selbstverständlich der stets organisch geformten

Agogik des französischen Dirigenten. Einzig in den dramatischeren Szenen, wie der großen Liebeszene zwischen Pelléas und Mélisande im vierten Akt und der anschließenden Mordszene, wäre ein etwas härterer Zugriff auf Debussys Partitur wünschenswert gewesen. Da ließen Pierre Boulez oder auch Claudio Abbado in der letzten Staatsopern-Premiere der Oper weit glühendere Funken sprühen aus Debussys ins zwanzigste Jahrhundert vorausweisender Musik.

Im Finale wählt Debussy seine Farben bewusst blasser. Da liegt die sterbende Mélisande auf ihrem Boot, als plötzlich ihre bunt gekleideten Dienerinnen erscheinen und sich endlich ein Fenster auftut zur Außenwelt. Langsam lassen die Dienerinnen den Kahn durch ein Tor hinausgleiten ins Wasser, den Quell allen Lebens. Aufrecht steht Mélisande im roten Licht der untergehenden Sonne: Für sie ist dieser Tod wünschenswerter als das triste Leben. Ein vieldeutiger Schluss, mit dem Marelli seinen Realismus auf andere Höhen hebt.

REINHARD KAGER

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

DIE NOMINIERTEN 2017

			
Roman Deinger Süddeutsche Zeitung	Amrai Coen Die Zeit	Tanja Steizer Die Zeit	Marc Neller Welt am Sonntag

KATEGORIE »REPORTAGE«

					
Arnen Idries Aachener Zeitung/ Aachener Nachrichten	Anja Reich Berliner Zeitung	Matthias Thieme Berliner Morgenpost	Dominik Bardow Der Tagesspiegel	Armin Käfer Stuttgarter Zeitung	Hans Monath Der Tagesspiegel

KATEGORIE »LOKALES« **KATEGORIE »MEINUNG«**

			
Bernd Kastner Süddeutsche Zeitung	Martin Machowecz Die Zeit	Nicolas Richter Süddeutsche Zeitung	Deniz Yücel Die Welt

KATEGORIE »THEMA DES JAHRES – POPULISMUS« **SONDERPREIS**

Sie haben journalistische Glanzstücke geliefert – brillant in Sprache, Stil und Form, Zeugnisse einer demokratischen und gesellschaftspolitischen Verantwortung. Sie stehen damit in der Tradition von Theodor Wolff (1868 – 1943), dem einstigen Chefredakteur des legendären »Berliner Tageblatts«. Die Preisträger werden heute in Berlin gewählt.

Die Zeitungen in Deutschland

Kuratorium für den Theodor-Wolff-Preis · Markgrafstraße 15 · 10969 Berlin · Telefon: 030-726298-212 · Telefax: 030-726298-217 · www.theodor-wolff-preis.de